

Gespaltene Erinnerung – Die Vertriebenen in den evangelischen Nachkriegskirchen

von Christian-Erdmann Schott

Die Aufnahme der Vertriebenen in den evangelischen Landeskirchen ab 1944/45 ist in letzter Zeit durch mehrere, zum Teil recht unterschiedliche Veröffentlichungen wieder deutlicher ins Blickfeld gerückt worden. In Oldenburg zum Beispiel erschien der Sammelband von Hans-Ulrich Minke – Joachim Kuroпка – Horst Milde (Hg.), *Fern vom Paradies – aber voller Hoffnung. Vertriebene werden neue Bürger im Oldenburger Land*.¹ Schon der Titel zeigt, dass das Thema hier als Teil der Landesgeschichte gesehen und die Aufnahme der Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg im Rahmen der Nachkriegslandes- und Landeskirchengeschichte behandelt worden ist. Dieser Ansatz hat den Vorteil, dass die Vertriebenen neben und im Verbund mit den Einheimischen ihre Erfahrungen in das Geschichtsbild des Oldenburger Landes einbringen konnten.

Bisher ist dieser sinnvolle Ansatz allerdings ohne Nachahmer geblieben. Das dürfte vor allem daran liegen, dass wir faktisch von einer gespaltenen Erinnerung ausgehen müssen. Und das, weil beide, die Vertriebenen wie die aufnehmenden Landeskirchen, dem jeweils anderen mit deutlich unterschiedlichen Erwartungen begegnet sind. Die Aufgabe, vor der beide nach 1945 standen, war, die Integration der Menschen aus dem Osten durchzuführen. Insofern waren beide unmittelbar betroffen und herausgefordert. Aber wie sie das jeweils bewerkstelligt und im Einzelnen dann auch erlebt haben, ist – in vielen Fällen bis heute nachwirkend – eine je eigene Geschichte und nicht so ohne weiteres auf einen Nenner zu bringen.

Der Unterschied in der beiderseitigen Erinnerung ist erst kürzlich wieder deutlich geworden durch das zeitnahe Erscheinen von vier historischen beziehungsweise kirchenhistorischen Arbeiten: Aus der Sicht der Vertriebenen veröffentlichte Andreas Kossert sein viel beachtetes Buch *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*.² Ihm folgte 2010 der „Konvent der ehemaligen evangelischen Ostkirchen e. V.“ mit seiner Erklärung *Ver-*

1 Oldenburg 2009 (Oldenburger Forschungen NF 26).

2 München 2008.

treibung – Eingliederung – Versöhnung. Beiträge aus dem Bereich der evangelischen Kirche zur Verarbeitung von Flucht, Vertreibung und Aussiedlung.³ Aus der Sicht der aufnehmenden Landeskirchen erschienen die Dokumentationen von Dieter Waßmann, *Ostpfarrer in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck ab 1944/45*,⁴ und Jürgen Kampmann, *Migration und konfessionelle Identität in Westfalen nach 1945*.⁵ Beide Seiten, die Vertriebenen wie die Aufnehmenden, reden von derselben Sache. Aber durch die Art, wie sie davon reden, machen sie unübersehbar deutlich, dass wir im Blick auf die Aufnahme der Vertriebenen in unseren Evangelischen Kirchen⁶ und in der Gesellschaft von einer zweigeteilten Erinnerung ausgehen müssen.

Für unseren Zusammenhang bedeutet das, dass wir das Thema zweizügig angehen und versuchen, beiden Seiten Gehör zu verschaffen.

I. Die Erwartungen der Vertriebenen an die Landeskirchen

Wer sich noch erinnert an den traurigen Zustand – erschöpft, mittellos, hungernd –, in dem die Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem Osten ab Herbst 1944 im übrigen Deutschland ankamen, der weiß, dass sie wirklich alles brauchten und ganz elementar auf Hilfe zum Über- und Weiterleben angewiesen waren.⁷ Die Kirchen haben auf diese Not zunächst mit zwei Arten von Maßnahmen geantwortet. Sie haben auf EKD-Ebene das Hilfswerk mit Zweigstellen in den Landeskirchen bis in die Gemeinden hinein gegründet,⁸ und sie benannten Beauftragte für die Flüchtlinge und Vertrie-

3 In: Lutherische Kirche in der Welt. Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes 58/2011, 173–183.

4 Kassel 2008 (Monographia Hassiae 26, Schriftenreihe der Ev. Kirche von Kurhessen Waldeck), vgl. auch DERS., Die Eingliederung von Ostpfarrern in die Evangelische Kirche Kurhessen-Waldeck ab 1945. In: JHKGV 60/2009, 201–246.

5 In: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte Bd. 106/2010, 375–421.

6 CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT, Die Rolle der Kirchen bei der Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem II. Weltkrieg. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau Bd. XLVII/XLVIII 2006/2007, Insingen 2008, 291–308.

7 HELMUT NEUBACH, Die Rolle der beiden christlichen Kirchen bei der Eingliederung der Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Manfred Wille (Hg.), 50 Jahre Flucht und Vertreibung, Magdeburg 1997, 202–213.

8 HARTMUT RUDOLPH, Evangelische Kirche und Vertriebene 1945 bis 1972. Bd. I: Kirchen ohne Land. Die Aufnahme von Pfarrern und Gemeindegliedern aus dem Osten im

benen, in der Regel Pfarrer, die ihre Schwerpunkte in der geistlichen und diakonischen Betreuung der Neuankömmlinge setzten. Diese Maßnahmen waren unbestreitbar wichtig und hilfreich.⁹

Sie trafen aber nicht ganz die Erwartungen, die von Vertriebenen, genauer: von Kirchenvertretern aus dem Bereich der Vertriebenen im Blick auf die Aufnahme durch die Landeskirchen entwickelt worden waren. Diese gingen über die unmittelbar diakonische Betreuung deutlich hinaus und zielten auf einen Aufbruch in den aufnehmenden Kirchen; einen Aufbruch, der einmündet in eine geistliche Gemeinschaft, in der Heimatvertriebene und Heimatverbliebene christlich-brüderlich vereint und beheimatet sind. Besonders eindrucksvoll sind solche Erwartungen in drei Statements enthalten, die, sehr wahrscheinlich unabgesprochen, alle in die gleiche Richtung weisen.

So erklärte der „Konvent pommerscher Pfarrer in der westlichen Zone“ am 24. Juli 1946 gegenüber dem Rat der EKD „Die Begegnung zwischen Ost und West ... muss eine sich immer mehr vertiefende Lebensgemeinschaft werden wie die von zwei Eheleuten, von denen jeder das Seine mitbringt und sich selber ganz schenkt, auf dass ein Neues werde. Die Ostflüchtlinge sind wohl die ‚Armen‘, könnten aber auch die sein, die da viele reich machen [...]. Die EKD muss um ihrer selbst willen dafür sorgen, dass die Ostflüchtlinge nicht nur Objekte des Handelns anderer Kirchen bleiben [...].“¹⁰

Ähnlich äußerte sich die zeitgleich in der ehemaligen evangelischen Hofkirche zu Breslau vom 22. bis 23. Juli 1946 zusammengetretene Synode der schlesischen Provinzialkirche. Es war die letzte und einzige repräsentative Kirchenversammlung der östlichen, inzwischen untergegangenen altpreußischen Kirchenprovinzen, die nach dem Zusammenbruch des Hitler-Reiches noch in ihrem Heimatgebiet tagen konnte. Während in der Provinz und in Breslau selbst bereits täglich die Eisenbahn-Transporte mit den ausgewiese-

westlichen Nachkriegsdeutschland: Nothilfe – Seelsorge – kirchliche Eingliederung, Göttingen 1984, 27–175. – PETER MASER, Ein schwieriger Neuanfang: Flucht und Vertreibung als Problem der Evangelischen Kirchen. In: Deutsche Studien, Ost-Akademie e. V., Heft 150/2005, 35–55, hier 41–45.

9 PETER MASER, Die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen. In: Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union Bd. 3, hg. von Gerhard Besier und Eckhard Lesing, Leipzig 1999, 649–671. – JOHANNES MICHAEL WISCHNATH, Kirche in Aktion. Das Evangelische Hilfswerk 1945–1957 und sein Verhältnis zu Kirche und Innerer Mission, Göttingen 1986. – HARTMUT RUDOLPH, Artikel Flucht/Flüchtlingsfürsorge. In: TRE 11 (1983), 224–240.

10 Zitiert von HARTMUT RUDOLPH (s. Anm. 6), 197.

nen Menschen und Gemeindegliedern abgingen, wandten sich die Synodalen mit einem „Wort ... an die Landeskirchen“ im Reich. Darin heißt es u. a.:

„Tag für Tag erleben wir, dass unsere Gemeindeglieder ausziehen müssen aus Vaterland und Freundschaft und des Vaters Hause. Wir sehen, was sie erdulden. Wir wissen, was sie verlieren. Wir kennen ihre Armut. Heute ist das Gleichnis unseres Herrn von dem Mann, der des barmherzigen Samariters bedurfte, unter uns zur Wirklichkeit geworden. ...Seid dessen eingedenk, dass ihr nach unseres Herrn Willen der barmherzige Samariter seid. Lehrt eure Pfarrer und mahnt eure Gemeinden immer wieder von neuem, solche Barmherzigkeit zu üben. [...]“

Die Evangelischen, die aus Schlesien zu euch kommen, wollen nicht nur Nehmende, sondern auch Gebende sein. Sie kommen aus einer wunderbaren gnädigen Heimsuchung Gottes: „... als die Armen, die aber doch viele reich machen, als die nichts haben und doch alles haben.“ (2. Kor. 6, 9–10). In dem Maße, in dem ihr vor den Ankommenden die Türen eurer Gemeinden, eurer Häuser und Herzen öffnet, öffnet ihr euch auch für den Segen seiner durch die Jahrhunderte hindurch um des Evangeliums willen leidgeprüften Kirche, den sie im Gehorsam gegen Gottes Willen zu euch tragen darf. Wenn so einer des anderen Last tragen hilft, wird inmitten aller Klagen, Anklagen und Seufzer aus einer neuen Gemeinschaft der Einheimischen und der Fremden das Gotteslob erklingen über die gemeinsame Erfahrung nach dem Wort des Herrn: Geben ist seliger denn nehmen.“¹¹

Auch der theologische Sprecher der Balten, Pastor Herbert Girgensohn (1887–1963)¹², ab 1946 Professor für Praktische Theologie in Bethel, weist in diese Richtung. Girgensohn hat im Jahr 1948 in einer kleinen Schrift „Flüchtlinge und Kirche“¹³ die Flüchtlingsfrage, das heißt die Frage der Aufnahme der Geflüchteten und Vertriebenen aus dem Osten, als die „Schicksalsfrage“ der Kirche bezeichnet. An der Lösung dieser Frage entscheide sich, ob die Kirche in Zukunft eine Existenzberechtigung haben wird oder nicht. Die Kirche würde dieser Frage ausweichen, wenn sie die Aufnahme der Vertrie-

11 ERNST HORNIG, Die schlesische evangelische Kirche 1946 – 1964. Dokumente aus der Nachkriegszeit zur Geschichte der schlesischen Kirche im Gebiet östlich und westlich der Neiße, hg. von Manfred Jacobs, – Verein für schlesische Kirchengeschichte – Görlitz 2001, 177–178.

12 HERBERT GIRGENSOHN, Seelsorge als Lebensinhalt. Ein Gedenkbuch. Hg. i. A. des Deutsch-Baltischen Kirchlichen Dienstes von Sibylle Harff, Hannover-Döhren 1970.

13 In: Evangelischer Schriftendienst /Heft 4, Stuttgart 1948.

benen als bloß soziale, diakonische, institutionelle oder organisatorische Herausforderung verstünde. Nein – „Es ist Christus, der den Einheimischen im Flüchtling entgegentreit ... Und darum entscheidet sich an ihm sein Schicksal, nämlich das des Einheimischen“.¹⁴

Das meint: Wenn der Einheimische im Notleidenden den Ruf Christi zur Barmherzigkeit hört und ihm folgt oder wenn umgekehrt der Flüchtling im Einheimischen den Bruder erkennt, werden beide gerettet. Wenn aber der Einheimische sich dem Notleidenden in Geiz und Härte versagt und umgekehrt der Flüchtling im Einheimischen den Mitchristen nicht mehr erkennen kann, sind beide gerichtet. Oder etwas anders: In dieser einmaligen geschichtlichen Stunde entscheidet sich, ob Kirche Jesu Christi in Deutschland möglich ist und in Zukunft sein kann, oder ob die Kirche nur noch eine leere Hülse ist, die auf den Müllhaufen der Geschichte gehört.

Girgensohn erinnert in diesem Zusammenhang an das schuldhafte Versagen der Kirche, das im 19. Jahrhundert zur Abwanderung der Arbeiterschaft geführt hat. Er fürchtet, dass die Kirche jetzt wieder versagt und im 20. Jahrhundert die Vertriebenen verliert.

Damit es zu solchen Reaktionen nicht kommt, sollten die Landeskirchen sich jetzt nicht an Bestehendes, Überkommenes, an ihre Traditionen klammern, sondern angesichts dieses Zustroms von vierzehn Millionen Flüchtlingen erkennen, es geht „um eine neue Gestalt der Kirche und um neue Wege, die gesucht und gefunden werden müssen. Denn die Situation ist in ihrer Art und Größe ebenfalls neu. Und sie ist ohne Präzedenzfall in der Geschichte der Kirche in Deutschland“.¹⁵

Sehr präzise hat Girgensohn im Einzelnen erläutert, wie es zu dieser neuen Gestalt der Kirche kommen kann, wie sie sich zeigen und fassbar werden kann. An erster Stelle nennt er die innere Bereitschaft der Einheimischen zur Solidarität mit den Vertriebenen. Die Bewahrung, die Nicht-Vertreibung der Heimatverbliebenen ist nicht ihr Verdienst. Sie sind mitgemeint beim Gericht Gottes, das die Menschen im Osten besonders getroffen hat. Aber diese sind nur die stellvertretend Bestraften für die Sünden, die im Namen Deutschlands begangen wurden. Darum sollten die Einheimischen den Vertriebenen mit Liebe und Ehrfurcht begegnen. Das heißt nicht, die Vertriebenen lediglich zu bedauern oder zu bemitleiden. Es heißt, sie so anzunehmen, wie sie sind, wie sie durch eine lange Geschichte geworden sind. „Liebe ist vor-

14 Ebd. 9 – 10.

15 Ebd. 30.

aussetzungslos und nimmt den Menschen als das, was er ist, steht allerdings dann vor der Forderung, dieses andersartige, nicht in unser Modell passende Wesen in echter Gemeinschaft aufzunehmen und so zu bewältigen“.¹⁶

Von dieser Wandlung der Aufnehmenden wird es abhängen, ob die Vertreibung für die Kirchen schließlich sogar ein Segen sein kann. 1955 hat Girgensohn einen Vortrag gehalten mit dem Thema „Die Vertreibung – Segen oder Unsegen“. Er bleibt dabei, dass die Vertreibung Unsegen ist – nicht allein für die Betroffenen. „Hinter diesen Ereignissen steht ja eine lange Geschichte, und zwar eine Geschichte der Schuld, auch eine Geschichte der Schuld von deutscher Seite aus“.¹⁷ Aber dabei müssen wir als Christen nicht stehen bleiben. Es ist möglich, sich gegenseitig anzunehmen, Solidarität zu zeigen in gemeinsamer Buße und Öffnung füreinander. Dann kann das Böse entschärft und schließlich überwunden werden. Girgensohn: „Die Frage nach Segen und Unsegen der Vertreibung ist heute die, ob Flüchtlinge und Einheimische in der Situation dieses Umbruchs das Ja zueinander finden. Wo sie es gefunden haben, da ist Segen, wo sie es nicht haben, da ist Fluch“.¹⁸

II. Die Erwartungen der Landeskirchen an die Vertriebenen

Die erste gemeinsame Erklärung, in der die Erwartungen der Landeskirchen an die Vertriebenen formuliert sind, ist bereits drei Monate nach dem Zusammenbruch des Hitler-Reiches von der Kirchenführerkonferenz in Treysa (27. August bis 1. September 1945) abgegeben worden.¹⁹ Das Wort „An die aus den östlichen Kirchengebieten Deutschlands verdrängten und geflüchteten kirchlichen Amtsträger und ihre Angehörigen“ wendet sich schwerpunktmäßig an die Pfarrer, Pfarrwitwen und Emeritierten, offensichtlich

16 HERBERT GIRGENSOHN, Vertriebene, Flüchtlinge und Spätaussiedler in der Anfechtung ihres Schicksals als Hörer des Wortes Gottes. In: Heilende Kräfte der Seelsorge. Aufsätze, Göttingen 1966, 152–160, hier 154.

17 DERS., Die Vertreibung – Segen oder Unsegen. In: Seelsorge als Lebensinhalt (s. Anm. 10), 22–32, hier 25.

18 Ebd. 32.

19 MARTIN GRESCHAT, Die evangelische Christenheit und die deutsche Geschichte nach 1945. Weichenstellungen in der Nachkriegszeit, Stuttgart 2002, 96–131. [...] – Clemens Vollnhals, Kirchliche Zeitgeschichte nach 1945. Schwerpunkte, Tendenzen, Defizite. In: Christentum und politische Verantwortung: Kirchen im Nachkriegsdeutschland, hg. v. Jochen-Christoph Kaiser - Anselm Doering-Manteuffel, Stuttgart/Berlin/Köln 1990, 176–191.

wegen der besonderen Fürsorgepflicht, die die heimatverbliebenen Kirchen hier für sich selbst sahen. Es zeigt brüderliche Empathie für die Situation der Geflüchteten und Vertriebenen, und den Willen, die Not zu lindern. „Wir haben auf unserer Tagung auch über die Hilfe gesprochen, die wir Euch schuldig sind und die Ihr von uns erwarten dürft“.²⁰ Die Kirchenführer bitten aber um Verständnis dafür, dass sie die Ostpfarrer zunächst nur auf weniger attraktiven Stellen unterbringen und reguläre Übernahmen nicht vornehmen können. „Es ist uns nicht möglich, sofort geregelte Anstellungsverhältnisse zu schaffen. Es kann sich zurzeit nur um eine Übergangsregelung handeln. Wir bitten Euch, das zu verstehen“.²¹

Damit ist erstens gesagt, dass die Landeskirchen die Aufnahme der Vertriebenen vor allem als praktisch-organisatorisches Problem ansehen und nicht als eine geistlich-existentielle Herausforderung.

Dieses Wort zeigt weiterhin, dass die Kirchenführer entschlossen sind, sich vollumfänglich auf das überkommene landeskirchliche System abzustützen²², ihren Besitzstand zu wahren und die einströmenden Vertriebenen als zuwendungsbedürftige Empfänger einzustufen.

Sie erwarten drittens, dass die Vertriebenen dieser Rollenteilung zustimmen und sich mit dem ihnen zgedachten Status zufrieden geben.

Schließlich wird deutlich, dass diese Standortbestimmung mit ihren unterschiedlichen Rollenzuweisungen für die Heimatverbliebenen auf der einen und die Heimatvertriebenen auf der anderen Seite nicht aufgrund einer gemeinsamen Vereinbarung oder in Absprache mit den Betroffenen, sondern durch eine einseitige Proklamation der aufnehmenden Landeskirchen zustande gekommen ist. Die Vertriebenen wurden gar nicht um ihre Zustimmung gebeten. Es wurde vielmehr erwartet, dass sie diese Praxis der Kirchenführer zustimmend und dankbar zur Kenntnis nehmen und sich in Zukunft daran halten würden.

Die Erklärung von Treysa hatte den Charakter einer Weichenstellung. Das heißt, der Weg, der dort eingeschlagen wurde, ist von den Landeskirchen

20 FRITZ SÖHLMANN, Treysa 1945. Die Konferenz der evangelischen Kirchenführer, Lüneburg 1946, 94.

21 Ebd. 95.

22 CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT, Alternativen zum Territorialprinzip? – Fragen an die Eingliederung der Vertriebenen in der Evangelischen Kirche. In: DERS., Schicksal und Geschichte. Zum Weg der evangelischen Schlesier nach 1945 (Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert 20), Berlin, 63–73.

weitergegangen worden²³ – immer in der Erwartung, dass die Vertriebenen den ihnen zuedachten Part klaglos übernehmen und sich damit einrichten. Konkret zeigte sich das vor allem in drei Bereichen:

– In der Frage der Übernahme. Die Landeskirchen bestimmten, wen sie in ihre Dienstgemeinschaft aufnehmen wollten und unter welchen Bedingungen – zum Beispiel nach entsprechenden Schulungen oder Prüfungen. Sie bestimmten auch die Höhe der finanziellen Zuwendungen, die sie den Ostpfarrern zukommen lassen wollten.

– Sie erwarteten von den Neuankömmlingen, dass sie sich möglichst geräuschlos und unauffällig in das jeweilige Kirchensystem einordnen. „Eingliederung“ in die aufnehmenden Kirchen war das große Schlagwort, das damals die Runde machte.

– Zugleich ließen die Landeskirchen kein Bedürfnis oder Interesse erkennen, sich um das Verständnis oder gar um die Pflege der kirchlichen Traditionen und Prägungen der Vertriebenen zu bemühen. Eine solche Haltung hätte den Vertriebenen wohlgetan. Sie wäre als ein freundliches Entgegenkommen wahrgenommen worden, als Respekt, mit dem man sich um diese verarmten, traumatisierten Menschen bemüht und ihnen das Gefühl vermittelt hätte, dass man sie verstehen wollte, dass man wissen wollte, wer sie waren und woher sie kamen. Flüchtlingsgottesdienste oder Vertriebenenveranstaltungen waren vielerorts von den Kirchenleitungen nicht gern gesehen, weil sie befürchteten, dass sie die Eingliederung verzögern oder gar verhindern würden. So wird – um nur ein Beispiel zu nennen –, aus Oldenburg berichtet: „Der Oberkirchenrat hat die Integration der Vertriebenen gewünscht und zum kirchlichen Programm erhoben“. In diesem Sinn bezeichnete es Bischof Gustav Stählin 1951 als Gefahr, „wenn das kirchliche Bewusstsein und die kirchliche Treue in einer allzu engen Nachbarschaft zu der Erinnerung an die verlorene Heimat gesehen und gepflegt werden. Wir haben die ernste Sorge, dass durch einen falschen Akzent solcher Heimatgebundenen Kirchlichkeit die wirkliche Eingliederung der Vertriebenen ... In die Gemeinde des neuen Wohnortes empfindlich erschwert wird“.²⁴

23 s.u. DOROTHEA WENDEBOURG, Die Evangelische Kirche in Deutschland und die vertriebenen Ostdeutschen.

24 Zitiert bei HANS-ULRICH MINKE, Die evangelischen Heimatvertriebenen und die oldenburgische Landeskirche. In: Hans-Ulrich Minke – Joachim Kuropka – Horst Milde (Hg), „Fern vom Paradies“ – aber voller Hoffnung“. Vertriebene werden neue Bürger im Oldenburger Land (Oldenburger Forschungen NF 26), Oldenburg 2009, 355–356.

III. Kritik aus den Reihen der Vertriebenen an den Landeskirchen

So geräuschlos, wie erhofft, haben viele Vertriebene diese Behandlung durch die Landeskirchen nicht hingenommen. Alle die Punkte, die hier aufgezählt wurden, sind auch deutlich kritisiert worden. Die Schulungen und Nach-Prüfungen von Pfarrern aus den Ostgebieten und deren finanzielle Benachteiligung gegenüber den etablierten Amtsträgern wurden als sehr unfreundlich, ja demütigend abgelehnt.²⁵ Aus einem Schreiben der Kirchenkanzlei der EKD vom 24. Januar 1949 an die westlichen Landeskirchen geht hervor, dass unter den Ostpfarrern wegen dieser Behandlung durch die Kirche Unzufriedenheit herrschte. Die Kritikpunkte waren der Kirchenkanzlei bekannt und wurden von Oberkirchenrat Dr. Friedrich Merzyn (1904–1991) so zusammengefasst: „In den Eingaben der Ostpfarrer, in denen diese ... um eine günstigere Regelung ihrer wirtschaftlichen Versorgung bitten, kehren bestimmte Gedankengänge immer wieder. Es wird von den Ostpfarrern vor allem immer von neuem erklärt, sie könnten es nicht verstehen, wie es möglich sei, dass in den Kirchen die einheimischen Pfarrer und die Pfarrer aus den Ostgebieten so verschieden behandelt würden. Es gäbe nur eine Kirche Jesu Christi und nur eine Gruppe von Dienern dieser Kirche. Sie sähen auch nicht ein, warum sie als Ostpfarrer die Lasten des verlorenen Krieges in so viel stärkerem Maße tragen sollten als die einheimischen Pfarrer. Sogar der Staat finde die einheimischen Beamten und die Beamten aus dem Osten nicht so unterschiedlich ab wie die Kirche. Es sei ein Gebot sowohl der Gerechtigkeit als auch der Liebe, dass die Ostpfarrer in jeder Beziehung genauso behandelt würden wie die einheimischen Pfarrer. Wenn die Mittel dazu nicht ausreichten, so müsse das wenige Vorhandene brüderlich geteilt werden. Die augenblicklich durchgeführte Unterscheidung zwischen den nahezu voll besoldeten und versorgten einheimischen Pfarrern einerseits und den nur sehr niedrige Unterstützung empfangenden Ostpfarrern andererseits widerspreche den Forderungen des Evangeliums und mache die Predigt der Liebe unglaubwürdig.“²⁶

25 CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT, *Kalte Heimat? Die Aufnahme von Flüchtlingen und Vertriebenen in der Ev. Kirche in Deutschland (EKD) nach dem II. Weltkrieg*. In: *Kirche im Profanen. Studien zum Verhältnis von Profanität und Kirche im 20. Jahrhundert*, FS für Martin Onasch zum 65. Geburtstag, hg. v. Irmfried Garbe im Auftrag der Hist. Kommission für Pommern (Greifswalder theol. Forschungen 18). Frankfurt/Main 2009, 351–363.

26 *Die Protokolle des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland Bd. 3: 1949* bearbeitet von Karl-Heinz Fix (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte Reihe A: Bd. 11) Göttingen 2006, 436–437.

Kritik hat aber auch die Forcierung der Eingliederung durch die Landeskirchen hervorgerufen. Sie wurde nicht als freundliche Einladung, sondern als lieblose Zwangseingemeindung empfunden. Herbert Girgensohn hat sich dazu ausführlich geäußert. Besonders eindrucksvoll seine These: „Eine Seelsorge, die sich nicht sauber von assimilierender Kirchenpolitik trennt, verliert ihre Vollmacht als Seelsorge im Sinne Jesu Christi.“ Er zitiert dann einen nicht namentlich genannten lettischen Erzbischof, der gesagt haben soll: „Unsere Feinde wollen uns vernichten, unsere Freunde wollen uns assimilieren, wir aber wollen leben“ – und zwar als die, die Gott so wachsen, glauben, leben ließ; als von ihm so gewollte Kinder und Geschöpfe.

Von daher ist auch die Unterbindung von besonderen Veranstaltungen für die Vertriebenen kein Ruhmesblatt für die aufnehmenden Kirchen. Die Pflege von heimatlichen Traditionen gab den Menschen aus dem Osten Halt und Gesicht. Wer ihnen nicht erlaubt, ihre Geschichte zu pflegen, macht sie geschichtslos und damit auch gesichtslos. Man presst sie in Schemata, die ihnen fremd sind und die ihnen einfach übergestülpt werden. Noch einmal Girgensohn: „Zur Wirklichkeit des Menschen gehört auch seine Geschichte, aus der er kommt, sein Schicksal, an dem wir nicht vorübergehen können“. ²⁷ Darum ist es an den wirklichen Menschen vorbei geplant, wenn man „absieht von der Geschichte, mit der sie behaftet sind, die sie geformt hat, und alles daran setzt, sie von diesem mitgebrachten Erbe zu befreien und nach einem anderen Modell zu gestalten.“ ²⁸

IV. Konsequenzen der Enttäuschung bei den Vertriebenen

Auch wenn die große Mehrzahl der Vertriebenen ihre Enttäuschung angesichts des Verhaltens der Kirchen nicht so klar aussprechen und formulieren konnte wie die studierten Theologen, ist doch unübersehbar, dass es unter ihnen ein nicht geringes Maß an Unzufriedenheit gegeben hat und sogar bis heute noch gibt. Bei vielen beruhte es auf unerfreulichen Begegnungen, die sie in der Anfangszeit im neuen Umfeld hatten, als sie den Kontakt mit der Kirche noch suchten, weil sie es von zu Hause gewohnt waren, sich zur Kirche zu halten, dann aber auch, weil die Kirche vielerorts die einzige öffentliche Einrichtung war, die in der Zeit des Koalitionsverbotes Veranstaltungen für und mit Vertriebenen durchführen durfte. Bis etwa 1947, also bis zur

27 HERBERT GIRGENSOHN, Vertriebene, Flüchtlinge (s. Anm. 16) 147.

28 Ebd. 154.

Aufhebung des Koalitionsverbotes, hatte die Kirche ganz außergewöhnliche Möglichkeiten für die Arbeit unter den Vertriebenen.

Aber es zeigt sich, dass es offensichtlich nur bei einem Teil der Neuzugänge aus dem Osten gelungen ist, ihn in einer der aufnehmenden Gemeinden zu beheimaten. Diejenigen, bei denen das gelungen ist, waren dann die Vertriebenen, die sehr bald in den Kirchenvorständen, Gemeindegruppen und -chören mitgearbeitet und die Aufnahmegemeinden erheblich belebt und bereichert haben.

Aber es gab auch das Gegenteil. Hans-Ulrich Minke berichtet von einem Gemeindepfarrer aus Garrel in Oldenburg, der 1952 dem Oberkirchenrat gegenüber klagte: „Das Leben der Heimatvertriebenen geht seit einiger Zeit in die verschiedenen landsmannschaftlichen und politischen Verbände über, wo mit lauten Worten viele Versprechungen gemacht werden. Die Randsiedler des kirchlichen Lebens gehen dort zuerst hin“.²⁹ Die Landsmannschaften werden zum Kirchenersatz, zur Heimat in einer Welt, die den Vertriebenen nicht wohlgesinnt ist. Hier finden sie die Nestwärme, das Verständnis, die Anerkennung, die ihnen in der Kirche versagt blieb.³⁰

Dazwischen gibt es Vertriebene, die sich weder zur Kirche noch zur Landsmannschaft halten. Sie sind von den öffentlichen Institutionen insgesamt enttäuscht. Ihre Beziehung zur Kirche hat damals einen Riss bekommen. Sie gingen auf Distanz. Die Kirche gehört seitdem nicht mehr selbstverständlich zu ihrem Leben. Auch wenn sie nicht sofort aus der Kirche ausgetreten sind, haben sie doch einen Weg eingeschlagen, der später bei ihnen selbst oder sogar in späteren Generationen zum Austritt führen kann.

Aber auch bei den Kirchenverbundenen gibt es zwei Gruppen, nämlich einmal die, die sich ganz in den neuen Verhältnissen einrichteten und kaum noch zurücksehen mochten, und dann die, die nicht einfach aus der Trauer aussteigen und ihre Verletzungen ablegen konnten. Sie suchten und fanden eine tragende Gemeinschaft in den Hilfskomitees. Aber auch hier hat es mit der sog. Ostdenkschrift vom Jahr 1965 einen deutlichen Riss gegeben. Diese Menschen waren kirchlich und sind es bis heute, aber sie fühlten sich von ihrer Kirche nicht wirklich angenommen, geliebt und unterstützt. Propst Eberhard Schwarz, damals schon führend in der schlesisch-kirchlichen Vertriebenenarbeit, von 1973 bis 1985 dann Vorsitzender der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.“, schrieb 1966 im „Schlesischen

29 HANS-ULRICH MINKE (s. Anm. 22), 352.

30 HERBERT GIRGENSOHN, Vertriebene, Flüchtlinge (s. Anm. 14) 156.

Gottesfreund“ einen Beitrag mit der Überschrift „Die Denkschriftkirche als Stiefmutter“³¹ und hat damit die Stimmung unter den für Kirche und Heimat engagierten Vertriebenen auf den Punkt gebracht.

Lange nach diesen Ereignissen ist Klaus Engelhardt, 1980 bis 1998 Landesbischof in Baden, 1991 bis 1997 auch Ratsvorsitzender der EKD, auf diese Problematik noch einmal zurückgekommen. In einer Rede vor badischen Pfarrerinnen und Pfarrern im Jahr 2010 hat er erklärt: „Die Ostdenkschrift war das richtige Votum unserer Kirche zum richtigen Zeitpunkt. Aber wir haben uns die Zustimmung zu leicht gemacht, wenn wir – als nicht Betroffene! – den Vertriebenen ihre Vertreibung und das Flüchtlingselend zu unsensibel als Konsequenz für die Verbrechen der Nazis ‚plausibel‘ machen wollten und damit ihre Traumata, ihre Bitterkeit über erlittenes Unrecht uns vom Leib gehalten haben“.³²

V. Beiträge der Vertriebenen zur Entwicklung der Nachkriegskirchen

Auch wenn wir festhalten müssen, dass die aufnehmenden Kirchen die von den Vertriebenen an sie herangetragenen Erwartungen auf eine geistliche Erneuerung des Protestantismus nicht aufgegriffen und statt dessen von Anfang, das heißt von Treysa an, ihre eigenen Erwartungen – wenn auch mit Verlusten – durchgesetzt haben, so sind auf der anderen Seite die Landeskirchen durch die Vertriebenen doch verändert worden, mehr als ihnen selbst bewusst geworden zu sein scheint. Einige, wie Hannover, Bayern, Kurhessen-Waldeck, Oldenburg fangen an, diesen Teil ihrer Nachkriegsgeschichte aufzuarbeiten, andere, wie zum Beispiel Hessen und Nassau, haben bis heute die Gewinne, Verluste und Veränderungen durch die Vertriebenen nicht thematisiert, geschweige denn in ihrem Geschichtsbild platziert.³³ Das ändert aber nichts daran, dass es durch die Aufnahme von Vertriebenen in

31 Schlesischer Gottesfreund 17. Jg., März 1966, 22–99.

32 KLAUS ENGELHARDT, Rede anlässlich der Ehrung zum 50-jährigen Ordinationsjubiläum 2010 am Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Überlingen, in: Pfarrervereinsblatt 11–12/2010, 392–394, hier 393.

33 Hier ist im Jahr 2007 eine Festschrift 60 Jahre Evangelische Kirche in Hessen und Nassau – EKHN 1947 – 2007 erschienen, hg. von der Kirchenleitung der Ev. Kirche in Hessen und Nassau, Paulusplatz 1, 64285 Darmstadt E-Mail presse@ekhn.de. Dabei werden den Hunderttausenden von Neuzugängen unter der Überschrift „1945. Die Unerwünschten. Integration der Flüchtlinge“ pauschal einige wenige Zeilen gewidmet – und zwar in einem

den Landeskirchen Veränderungen gegeben hat, die bis heute nachwirken. Neben der geistlichen Belegung durch die Kirchenverbundenen, von der bereits die Rede war,³⁴ betrifft das vor allem drei Bereiche:

Nämlich zum einen die Stabilisierung der durch die Kriegsverluste personell geschwächten Landeskirchen. Für die vielen vakanten Pfarrstellen, deren Inhaber gefallen oder vermisst waren, für den während des Krieges fast völlig ausgebliebenen Nachwuchs auch an Organisten, Küstern, Kirchenvorständen und anderen Laienmitarbeitern wurden engagierte Menschen gebraucht. Zahlen sprechen hier eine deutliche Sprache:

Die Württembergische Kirche zum Beispiel hatte am Ende des Zweiten Weltkrieges zu beklagen: „104 gefallene und 29 vermisste ständige Pfarrer, 88 gefallene und 17 vermisste unständige Geistliche und 142 gefallene und 25 vermisste Theologiestudenten. Die dadurch bedingte Unterversorgung der Gemeinden konnte durch die mit den Vertriebenen und Flüchtlingen einströmenden Pfarrer wenigstens zum Teil ausgeglichen werden. Diese Pfarrer kamen aus über 20 verschiedenen Landschaften, davon 60 aus Schlesien, 39 aus Ostpreußen, 17 aus Pommern, 31 aus der CSR und 17 aus Polen. Insgesamt waren es 274 Pfarrer, die bis 1953 in Württemberg neu Fuß fassten. Sie wurden zunächst als unständige Pfarrer eingestellt ...“³⁵

In Oldenburg waren von den 110 Pfarrstellen dieser Kirche im Jahr 1945 61, also 55 Prozent, nicht versorgt. Der zuständige Oberkirchenrat Heinz Kloppenburg schrieb im Januar 1947 im Oldenburger Sonntagsblatt: „Ohne den Zustrom der Ostpfarrer (wäre es) gar nicht möglich gewesen, den kirchlichen Dienst auch nur annähernd zu versehen“.³⁶

Abschnitt, in dem ausdrücklich über „gesellschaftliche“ und nicht über kirchliche oder kirchengeschichtliche Ereignisse berichtet wird.

34 CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT, *Geh aus deinem Vaterland ... Vertreibung – Integration – Vermächtnis der evangelischen Schlesier*. Vorträge, Aufsätze, Predigten (Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert 13), Berlin 2008. – Dietmar Neß (Hg.), *Flüchtlinge von Gottes Gnaden. Schlesische Predigt 1945–1952*, hg. im Auftrag der Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V., Würzburg 1990.

35 PAUL GERHARD EBERLEIN, *Spuren und Wirkungen von evangelischen Vertriebenen aus Schlesien in Württemberg in 50 Jahren*. In: Christian-Erdmann Schott (Hg.), *Spuren und Wirkungen der schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegsdeutschland*, Würzburg 2000, 153.

36 Zitiert bei HANS-ULRICH MINKE (s. Anm. 22), 345.

In Kurhessen-Waldeck waren am 31.10.1950 568 Pfarrer im Amt, davon 107 aus dem Osten. Das heißt, 20,8 Prozent der Pfarrerschaft kamen aus dem Umfeld der Vertriebenen.³⁷

Insgesamt waren im Bereich der EKD am 31.10.1950 2.147 Ostpfarrer tätig, darunter 1.999 in den westlichen Landeskirchen (ohne West-Berlin).³⁸ Aber nicht allein die Pfarrer, auch die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter aus dem Osten haben dazu beigetragen, dass die Landeskirchen personell im Stande und fähig waren, sich der Zukunft zu stellen.

Zweitens: Zur Stabilisierung kam die landsmannschaftliche Öffnung. Gemeint ist die Auflösung der Geschlossenheit und Abgeschlossenheit der Landeskirchen, die, durch ihre homogene Prägung über Jahrhunderte hinweg, den Charakter von territorialen Stammeskirchen angenommen hatten. Als ich im Jahr 1960 im Zuge der Vikarsausbildung in Hessen und Nassau im Dekanat Bad Ems eingesetzt war, konnte ich im Konvent bei den meisten Pfarrern noch sehr deutlich die Prägung durch das alte Nassau und seine Kirche miterleben. Solche landsmannschaftlichen Dominanten findet man heute nur noch selten. Hier hat es EKD-weit Öffnungen, Weitungen gegeben, die man auch als Modernisierungen ansehen kann. Dass diese landsmannschaftliche Öffnung von den Einheimischen auch als Zumutung angesehen werden konnte und nicht selten die Furcht vor Überfremdung ausgelöst hat, ist heute vielfach vergessen.³⁹ Dass das Einstürmen der Flüchtlinge auch als Eindringen in geschlossene Systeme erlebt wurde und auch in Pfarrhäusern nicht immer ohne Spannungen abgelaufen ist, zeigt der Prälat von Heilbronn, Paul Dieterich. Er hat im Jahr 2001 von seinem schlesischen Großvater, dem Breslauer Kirchenrat Friedrich Than (1870–1950), erzählt und sich erinnert: „Mit Großvater brach eine Welt in unser Pfarrhaus ein, die, so spürten wir, mit der fest gefügten Welt unserer altwürttembergischen Pfarrerrfamilie kaum oder gar nicht vereinbar war. Ein Breslauer und ein württembergisches Pfarrhaus, das ist wie durch eine tiefe Kluft von einander unterschieden, so fühlten wir.“⁴⁰ Die weiteren Ausführungen von Paul Dieterich zeigen, dass sich auch

37 DIETER WASSMANN (s. Anm. 2), 51.

38 Ebd. 51.

39 ANDREAS KOSSERT (s. S. 7), 71–86.

40 PAUL DIETERICH, Das Vertriebenenenschicksal aus seelsorgerlicher Sicht. Referat bei der Rüstzeit der Gemeinschaft ev. Schlesier LAG Baden-Württemberg am 3. März 2001 im ev. Gemeindehaus Plochingen, Manuskript von 18 Seiten, hier S. 5.

das altwürttembergische Pfarrhaus geöffnet und den Großvater aus Breslau integriert hat, integrieren musste.

Neben der landsmannschaftlichen muss drittens die konfessionelle Öffnung, die dann in die ökumenische Bewegung eingemündet ist, hervorgehoben werden. Bis 1945 haben die beiden großen Kirchen in Deutschland im Wesentlichen in den territorialen Grenzen gelebt, die ihnen im Westfälischen Frieden 1648 gezogen worden waren. Es gab nahezu rein römisch-katholische und umgekehrt nahezu rein evangelische Gegenden. Gekannt hat man sich kaum. Zwischen den Konfessionen herrschte ein toleriertes Nebeneinander, kein wirklicher Austausch, kein Miteinander. Durch das Einströmen der Vertriebenen ist diese Konfessionsgeographie aufgeweicht worden. Die Ansiedlung der Vertriebenen brachte eine so noch nie da gewesene und auch bis dahin nicht mögliche Durchmischung der Bevölkerung. Mit Abgrenzungen konnten wir auf die Dauer nicht weiter kommen, weder in den Familien noch auf den Arbeitsstellen, weder in den Schulen noch in den Vereinen. Die ökumenische Bewegung, die nicht allein gemeinsame Gottesdienste, sondern auch sogenannte ökumenische Trauungen und viele gemeinsame Veranstaltungen auf Gemeindeebene ermöglichte, ist von allen Teilen der Bevölkerung und in allen Kirchen begrüßt und unterstützt worden. Wenn nicht alles täuscht, dürfte sie in Zukunft auch kaum unumkehrbar sein.

Das alles zusammengenommen heißt: Neben der geistlichen Belebung, die die aufnehmenden Gemeinden vielerorts durch die Vertriebenen erfahren haben, sind die Beiträge der Menschen aus dem Osten in der Stabilisierung, in der landsmannschaftlichen Weitung und in der ökumenischen Öffnung der Landeskirchen zu sehen. Es ist deutlich, dass wir es nicht mehr mit den Landeskirchen aus der Zeit vor 1945 zu tun haben. Durch die geschichtlich einmaligen Zuwächse von außen waren sie gezwungen und hatten sie die Möglichkeiten, sich neu aufzustellen, und zwar so aufzustellen, dass sie zukunftsfähig waren und in der Lage, den Anforderungen der sich ständig verändernden Nachkriegszeit angemessen zu begegnen.

VI. Offene Fragen

Einige Fragen sind allerdings noch offen. Sie können hier nur angedeutet, aber nicht mehr vollständig beantwortet werden. Gerichtet sind sie an die Landeskirchen und an die Vertriebenen.

Waren die Erwartungen der Vertriebenen zu hoch, zu unrealistisch? Hätten sie von den Landeskirchen überhaupt eingelöst werden können? Die Vertreter der Landeskirchen würden sich wahrscheinlich darauf berufen, dass sie gar nicht anders konnten. Die Besatzungsmächte forderten und förderten die unumkehrbare Eingliederung und Assimilierung der Vertriebenen, die römisch-katholische Kirche ging den gleichen Weg. Ganz abgesehen davon, dass es neben und außer den Vertriebenen zahlreiche andere Kriegsoffer, auch in den eigenen Reihen, gab, deren Wohl sich die Landeskirchen ebenfalls verpflichtet fühlten. Vor diesem Hintergrund können sich die Landeskirchen zumindest auf den Notstand der Überforderung berufen, dann aber auch darauf verweisen, dass sie auf ihre Weise schließlich auch Erfolge zu verzeichnen hatten. Sie konnten wenigstens eine bescheidene Unterstützung/Aufnahme garantieren und haben sich auch tatsächlich für viele Menschen aus dem Osten geöffnet.

Aber rechtfertigt die Überforderung der Landeskirchen die von den Vertriebenen beklagte weitgehend rein organisatorische Behandlung der Flüchtlingsfrage; rechtfertigt sie die Vernachlässigung der geistlichen Dimension? Wenn man die Erwartungen der Vertriebenen auf ihren Kern reduziert, zeigt sich, dass sie so unglaublich gar nicht waren. Im Grunde sprachen diese Menschen die Bitte aus, dass sie doch von den Besitzenden und Aufnehmenden mit Liebe und Respekt behandelt werden möchten. Es scheint, dass ihnen aber vor allem das gefehlt hat. Sie spürten sehr bald, dass sie abgeschoben wurden in die Position von Bittstellern, dass die Solidarität wegbrach und sie allein dastanden, sich schließlich sogar dem Vorwurf ausgesetzt sahen, an ihrem Unglück selbst schuld zu sein. Zunehmend fühlten sie sich von der Mehrheit verlassen und verraten. Dass die Kirche hier nicht energisch genug ihre Partei ergriffen und für sie gesprochen und gekämpft hat, das ist der Kern ihrer Enttäuschung.

Girgensohn hat das schon im Jahr 1958 so gesehen: „Ich möchte die Behauptung wagen, dass ein großer Teil der Erbitterung in Vertriebenenkreisen auf diesen Umstand zurückzuführen ist. Das Trauma betrifft nicht nur das Schicksal der Vertreibung selbst, sondern auch die Art, in der die Schuldfrage mit diesem Schicksal verbunden wird, gerade auch in kirchlichen Kreisen“.⁴¹

Damit stellen sich weitere Fragen: Wie will die Kirchengeschichtsschreibung dieses Thema behandeln? Als Erfolgsgeschichte der aufnehmenden

41 HERBERT GIRGENSOHN, Vertriebene, Flüchtlinge – wie Anm. 16 – 150.

Landeskirchen? Als Geschichte einer nicht ergriffenen, vielleicht auch nicht begriffenen geistlichen Chance? Als Geschichte des Untergangs der Ostkirchen? Ich könnte mir allerdings auch vorstellen, dass dieses Thema so behandelt wird, dass den Vertriebenen wenigstens im Nachhinein noch die Anerkennung nachgerufen wird, die sie so schmerzlich vermisst haben. Und zwar Anerkennung für die, die den Weg der Kirchentrennung nicht gegangen sind, Anerkennung für die, die die Versöhnung mit den Menschen in der alten Heimat gesucht haben⁴², Anerkennung für die Geduld, die sie sogar noch denen gegenüber aufbrachten, die für sie oftmals wenig Verständnis zeigten.

Wypędzeni w ewangelickich kościołach okresu powojennego

Również w okresie dwóch pokoleń od momentu zakończenia II wojny światowej, w odniesieniu do kwestii przyjęcia wypędzonych z ojczyzny do kościołów powstałych w okresie powojennym, musimy mówić o dwóch rozbieżnych rodzajach świadomości historycznej. Kościoły przyjmujące wypędzonych posiadają inny rodzaj świadomości historycznej niż sami wypędzeni. Artykuł próbuje odpowiedzieć na pytanie, dlaczego sytuacja taka ma miejsce. Poddaje on przy okazji analizie rozbieżne oczekiwania po obu stronach, jak również pozytywne zmiany, które w powojennym protestantyzmie wywołane zostały przez wypędzonych.

42 CHRISTOF DAHM / HANS-JAKOB TEBARTH (Bearb.), Die Bundesrepublik Deutschland und die Vertriebenen. Fünfzig Jahre Eingliederung, Aufbau und Verständigung mit den Staaten des östlichen Europa, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn 2000.